

Kleine Geschichten

© 1992, 2013 Peter E. Burkhardt

Dieses Werk insgesamt und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jegliche Verwertung, auch teilweise, bedarf der Genehmigung des Verfassers.

Kleine Geschichten

von

Doreen [REDACTED]

Kristin [REDACTED]

Christa Burkhardt

Peter E. Burkhardt

Bearbeitung: Peter E. Burkhardt

Satz und Druck: TEDOK Burkhardt, Aschau i. Chiemgau
Technische Dokumentation - Redaktion - Desktop Publishing

Copyright 1992 by TEDOK Burkhardt, Aschau

Inhaltsverzeichnis

| | Seite |
|--|-------|
| Oma ist die Größte! von Kristin aus Aachen | 1 |
| Hilfe, mein Ranzen wird lebendig von Doreen aus Aachen | 4 |
| Das Abenteuer von Doreen aus Aachen | 5 |
| Die kleine Katze von Doreen aus Aachen | 7 |
| Die kleine Ente von Doreen aus Aachen | 10 |
| Die Hundefamilie von Doreen aus Aachen | 13 |
| Die Mäusefamilie von Opa aus Bayern | 14 |
| Das Känguruh von Kristin aus Aachen | 25 |
| Liesl, der Schäfer und die Schafe von Oma aus Bayern | 29 |
| Auf zur Pandabär-Oma von Kristin aus Aachen | 33 |
| Tina und Tom von Kristin aus Aachen | 36 |
| Mein lieber Vater von Doreen aus Aachen | 41 |
| Der Hofnarr von Kristin aus Aachen | 42 |
| Der Urlaub von Kristin aus Aachen | 47 |
| Anna und die Weihnachtslichter von Oma aus Bayern | 50 |



Oma ist die Größte!

von Kristin aus Aachen



Hallo, ich bin Tina. Ich bin sieben Jahre alt und möchte etwas über meine tolle Oma erzählen.

Meine Oma ist wesentlich anders als die meisten Omas. Zuerst ein paar gute Eigenschaften:

Wenn Oma uns besuchen kommt, sagt sie nicht: »Guten Tag, wie geht es Euch?«, sondern: »Hallo, ich bin da!« Und dann springt sie dreimal in die Luft, um zu zeigen, wie jung sie noch ist.

Wenn wir dann alle gemeinsam Kaffee trinken und Kuchen essen wollen, sagt sie: »Nein, nein! Kuchen eß ich nicht. Ich brauch etwas Kräftiges.«

Schnell macht sie dann ihre Tasche auf und holt sich eine dicke fettige Bratwurst mit viel Senf heraus. Mama und Papa finden das ekelhaft.

Aber am Abend, wenn Oma geht, packt sie sich gleich zwei große Stück Kuchen ein, rast die Treppe hinunter und düst mit ihrem Motorrad nach Hause. Da wird es ganz still in unserer Wohnung.

Ja, das waren gute Eigenschaften unserer Oma – finde ich jedenfalls. Zumindest ist immer etwas los, wenn sie da ist. Aber wollt ihr auch die schlechten Eigenschaften wissen?



Was ich jetzt erzähle, handelt vom Essengehen. Wir gehen zwar selten in eine Gaststätte essen, weil meine Eltern das Geld lieber sparen und nicht den Wirten an den Hals werfen. Aber wenn wir gehen und Oma ist dabei, gibt es immer etwas zu erleben.

Ich weiß noch, es war vor fünf Monaten. Ihr hättet Oma sehen sollen. Also nein, wie die aussah!

Sie hatte die Haare rosa getönt, einen weißen Pullover mit großen roten Herzen drauf, einen schwarzen langen Schal um den Hals und lange lila Hosen an. Zum Schreien!

Doch noch nicht genug. Ihr rechter Schuh war blau, ihr linker grün. An einem Band am Hals hing ihr Schnuller. Ja, ihr habt richtig gelesen: ein Schnuller, wie ihn kleine Kinder brauchen.

In solch einem Aufzug wollte niemand mit Oma essen gehen, außer natürlich Oma selbst. Da wir uns aber vorgenommen hatten, essen zu gehen und Oma ihren eigenen Kopf hatte, sind wir doch noch alle zusammen losgezogen.

Im Lokal bestellte sich Oma Sauerkraut, Kartoffeln und – was soll es auch anders sein – eine dicke fettige Bratwurst mit viel Senf. Mama, Papa und ich bestellten Hähnchen, Kartoffeln und Gemüse.

Dann brachte die Kellnerin das Essen. Kaum war sie weg, begann Oma mit ihrer Gabel einen Sauerkrautfaden nach dem anderen aufzuwickeln und die Leute zu bewerfen. Das machte sie natürlich so, daß niemand merkte, woher es kam. Ihr könnt Euch vorstellen, was da los war und wie wir uns für Oma schämten.

Papa hätte ja gerne laut losgeschimpft, aber da hätten die Leute gemerkt, wer der Übeltäter war. Der Wirt hätte uns an die Luft



gesetzt, aber ohne unser Essen. Also blieb Papa still und machte gute Miene zum bösen Spiel.

Als Oma das Sauerkrautwerfen keinen Spaß mehr machte, begann sie, ihre Bratwurst reinzuhauen. Es krachte beim Reinbeißen und das Fett spritzte in der Gegend umher. Sie genoß ihre Bratwurst mit viel Senf und störte sich überhaupt nicht daran, daß uns dabei der Appetit verging. Uns wurde richtig schlecht. Essen konnten wir nichts mehr.

Doch nicht genug. Oma war fertig mit essen und ehe wir's versahen, saßen wir allein am Tisch. Sie lief hinaus, ohne sich um die Bezahlung zu kümmern. Und was glaubt ihr wohl, wer zahlte? Natürlich Papa! Das nächste Mal werden wir sie am Stuhl festbinden.

Eine weitere kleine Besonderheit muß ich noch berichten. Oma ist natürlich auch manchmal müde und legt sich dann hin. Aber das macht sie auf ihre Art. Sie legt die Füße auf das Kopfkissen und dafür den Kopf unter die Bettdecke. Das ist ein Bild, kann ich Euch sagen. Ihr scheint das aber gut zu tun.

Ja, das ist unsere tolle Oma. Was nun wirklich schlecht oder gut an ihr ist, weiß ich nicht so genau. Eines ist jedenfalls sicher: Wenn Oma da ist, ist immer etwas los.





Hilfe, mein Ranzen wird lebendig

von Doreen aus Aachen

Eines Abends, als ich im Bett war, hörte ich ein Rascheln. Ich merkte, daß sich mein Schulranzen bewegte.

Wie war das nur möglich? Was würde morgen sein? Vielleicht würde mir der Ranzen auf dem Weg zur Schule weglaufen? Was sollte ich dann der Lehrerin sagen? Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Am nächsten Morgen sah ich ungläubig auf meinen Ranzen. Lag er noch an der selben Stelle wie gestern? »Sicher ist sicher«, dachte ich und band ihn mit einem dünnen Seil an meinen Gürtel.

In der Schule angekommen lachten die anderen Kinder.
»Dir läuft wohl Dein Ranzen weg. Er ist wohl lebendig geworden?«

Ich dachte: »Wenn die gesehen hätten, was ich gestern abend sah. Sie würden jetzt nicht so spöttisch daherreden.«

Natürlich wollte auch die Lehrerin wissen, was geschehen war.
»Erzähl uns, warum Du den Schulranzen an Dir festgebunden hast! Wie hat das alles angefangen?«

Ich begann, meine Beobachtungen von gestern Abend zu schildern. Mir glaubte natürlich niemand. Auch die Lehrerin meinte, ich hätte vielleicht ein wenig schlecht geträumt.

Doch ich weiß genau, was ich gehört und gesehen habe. Ich binde meinen Ranzen zwar nicht mehr an. Aber seit jenem Abend passe ich besser auf ihn auf.



Das Abenteuer oder

Wie schnell man sich verlaufen kann

von Doreen aus Aachen



Tina, ein Mädchen von nebenan, und ihr Bruder Timo wollten raus, um zu spielen. Sie sahen Schafe, die auf dem Weg hinter der Wiese entlangliefen. Tina und Timo liefen ihnen hinterher. Dabei achteten sie nicht auf den Weg.

Plötzlich schauten sie sich um. Alles war ihnen hier fremd.

Timo sagte: »Komm, wir gehen nach Hause.«

Tina fragte: »Wie sind wir gekommen, von rechts oder von links?«

Der Weg teilte sich, und sie wußten nicht, welcher der richtige war.

»Komm, wir gehen links.« Timo glaubte sich zu erinnern.

»Warum links und nicht rechts?« Tina war sich sicher, daß sie rechts abbiegen mußten.

Unschlüssig und hilfeschend schauten sich die Kinder um. Die Schafe waren längst weitergezogen und schon nicht mehr zu sehen. Hätten sie doch besser auf den Weg aufgepaßt. Niemand war in der Nähe, den sie fragen konnten.

»Ok! Wir gehen rechts!« bestimmte Timo. Insgeheim hoffte er, daß Tina Recht haben würde.



Noch zweimal kamen sie an eine Stelle, wo der Weg sich teilte. Und immer nahmen sie den rechten.

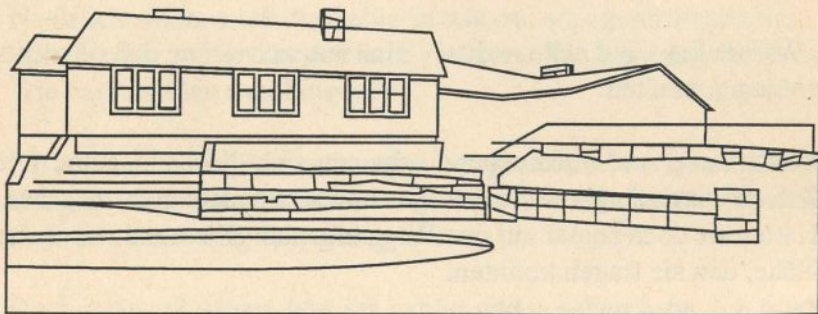
Plötzlich standen sie wieder vor den Schafen. Merkwürdig. Vorhin waren sie doch umgekehrt und hatten die Schafe ziehen lassen. Aber nicht nur die Schafe waren zu sehen, die Gegend kam den beiden auch wieder bekannt vor. Da sahen sie ihr Haus.

Schnell vergaßen Tina und Timo, daß sie sich fast verlaufen hätten. Doch abends im Bett dachten beide über das Erlebte nach.

Wenn Tina nicht gewesen wäre, so dachte Timo, hätten wir bestimmt den falschen Weg gewählt.

Tina aber dachte, wenn Timo nicht bestimmt hätte, rechts abzubiegen, hätte Vater uns suchen müssen.

Wer hat wohl wirklich gewußt, welcher Weg der richtige ist? Ich glaube keiner. Beide wußten aber, daß sie das nächste Mal besser aufpassen würden.



Die kleine Katze

von Doreen aus Aachen



ine kleine Katze hatte schrecklichen Hunger. Seit Tagen schon war sie mit ihrem kleinen Katzenbruder und ihrer Katzenmutter allein. Der Katzenvater war nicht wiedergekommen und die Mutter war krank. Nun hatten sie alle nichts mehr zu essen.

»Was soll ich machen? Ich muß jetzt Futter suchen gehen. Vielleicht finde ich auch Freunde, die mir helfen können. Tschüß Mama!«

Die kleine Katze machte sich auf den Weg.

»Komm aber bald wieder!« rief die Mutter ihr noch hinterher.
»Und wenn Du Freunde findest, bringe sie mit.«

Die Katzenmutter merkte aber nicht, daß die kleine Katze ihren Bruder mitgenommen hatte.

Lange waren die beiden schon unterwegs. Vor ihnen war ein großes Feld und dahinter die Scheune, wo die anderen Katzen wohnten. Ob sie es wohl schaffen würden? Der kleine Katzenbruder konnte kaum noch gehen vor lauter Hunger.

Da raschelte es. Leise setzten die Katzen ein Pfötchen vor das andere. Jetzt durfte nichts schief gehen. Die kleine Katze wußte genau: Hier müssen Mäuse sein.

Schon oft hatte ihr die Katzenmutter von diesem Feld erzählt. Vater war nie ohne Futter nach Hause gekommen.



Mit einem Satz stürzte sich die kleine Katze auf die graue Maus. Das Katzenbrüderchen war richtig erschrocken. Schnell erholte es sich aber von seinem Schreck und sah sein Katzenschwesterchen flehentlich an. »Laß uns die Maus fressen, ich habe solch einen Hunger.«

Stolz hockte die kleine Katze mit der Maus im Maul im Feld. Eigentlich wollten sie ja Futter für alle besorgen. Mutter wartete zu Hause bestimmt schon.

»Ach was, wir müssen erst einmal uns selbst stärken. Wie sollen wir weiter kommen, wenn der Magen leer ist? Für Mutter fangen wir noch mehr Mäuse.«

So sprach die kleine Katze und ehe einmal der Wind wehte, waren beide gesättigt.

Jetzt fiel den beiden das Laufen nicht mehr schwer. So sehr es sich die kleine Katze auch wünschte, eine zweite Maus war weit und breit nicht zu sehen. Was sollte sie nur ihrer Mutter sagen?

Schon ein wenig traurig kamen sie schließlich an der Scheune an. Da war wieder ein merkwürdiges Geräusch. Leise schlichen die beiden um die Ecke. Die kleine Katze wollte schon ihr Brüderchen ausschimpfen. Es war nämlich auf einen kleinen trockenen Ast getreten, so daß es laut knackte.

»Vater!« riefen beide wie aus einem Munde. Sie hätten es nicht für möglich gehalten. Der Katzenvater lag im Heu und hatte, so schien es, die Katzenfamilie ganz vergessen.

Seit Tagen war der Katzenvater auf Wanderschaft, hatte sich den Bauch vollgefressen, hatte manche Bekanntschaft gemacht und



dachte nicht daran, nach Hause zurückzukehren. Jetzt aber, da er seine Kinder wiedersah, packte ihn das schlechte Gewissen.

»Vater, Mutter ist krank und hat Hunger. Wir sind ausgezogen, um selbst Futter zu suchen. Eine Maus haben wir gefressen; für Mutter ist aber nichts übriggeblieben.«

Die beiden Kätzchen sahen ihren Katzenvater flehentlich an. Er mußte ihnen helfen. Früher hat er doch auch immer für Futter gesorgt.

»Keine Sorge, meine Kinder. Ich fange für jeden von uns noch heute eine Maus, und für Mutter zwei. Dann gehen wir alle nach Hause und Mutter wird wieder gesund.«

So sprach der Kater mit tiefer Stimme und geschwellter Brust. Er wußte genau, daß sein Versprechen nicht leicht zu halten war. Andererseits waren aber die Aussichten für einen Mäusefang sehr gut. Es dämmerte schon. Da kamen viele Mäuse aus ihren Löchern und waren auf dem Feld unterwegs, sich selbst Futter zu suchen.

Gemeinsam schlichen die drei wieder um die Scheunenecke. Kein Geräusch durfte sie verraten. Der Katzenvater zeigte all seine Jagdkünste und hatte Erfolg.

Noch bevor es ganz dunkel wurde, erreichten die drei ihr Heim. Zum ersten Mal seit Tagen lächelte die Katzenmutter. Schnurrend und sichtlich zufrieden lagen Katzenmutter und Katzenvater wieder beisammen.

»Siehst Du, liebes Brüderchen, oft muß man die Sache selbst in die Hand nehmen.« Ein wenig stolz war die kleine Katze schon, was sie heute alles geleistet hatte.

Die kleine Ente

von Doreen aus Aachen



Eine kleine Ente war eigentlich immer glücklich und zufrieden. Doch irgend etwas fehlte ihr noch zum richtigen großen Glück. Sie dachte nach und merkte, daß sie keinen Freund hatte.

So machte sie sich eines Tages auf die Suche. Sie begegnete Elvira, einem kleinen Mädchen.

Nein, Elvira konnte sie nicht zum Freund haben. Schnell lief die kleine Ente weg. Elvira liebte nämlich alle Tiere, ja wirklich alle Tiere ohne Ausnahme. Sogar Schlangen liebte sie. Das aber konnte die kleine Ente überhaupt nicht verstehen. Vor Schlangen hatte die kleine Ente große Angst.

Während die kleine Ente darüber nachdachte, war sie Elvira schon zu nahe gekommen. Elvira packte die kleine Ente und wollte sie streicheln. Der kleinen Ente blieb fast das Herz stehen. Wenn Sie jetzt nicht handelte, konnte vielleicht noch ein Unglück geschehen.

Sie nahm all ihren Mut und ihre Kraft zusammen. Sie biß Elvira in den Arm und konnte sich mit einem kräftigen Flügelschlag befreien.

Schnell, nur schnell weg hier. Halb laufend, halb flatternd gelang es der kleinen Ente, dem Mädchen Elvira zu entkommen.

Wie schrecklich wäre es gewesen, von jemand gestreichelt zu werden, der Schlangen liebte. Immer wieder mußte die kleine Ente daran denken, obwohl sie schon längst weitergezogen war.

Doch was war das? Zwei ganz kleine Äuglein schauten ihr hinter einem großen Stein entgegen. Und dazu ein kleiner Kopf mit einem doch recht breitem Maul. Mehr konnte die kleine Ente bis jetzt nicht sehen.

Die kleine Ente hob ihre Brust und machte einen langen Hals. Man hätte meinen können, sie hätte solch einen langen Hals bekommen, wie ihn auch die großen Hausgänse haben.

So konnte die kleine Ente aber erkennen, wer das hinter dem großen Stein mit den kleinen Äuglein war: eine Sandschildkröte.

Die kleine Ente hatte zwar noch nie eine Schildkröte aus der Nähe gesehen, aber ihre Entenmutter hatte schon von solchen Tieren erzählt. Sie wußte, daß Schildkröten friedliche Tiere sind und auch wie sie selbst Salate und anderes Grünzeug fressen.

So ging die kleine Ente ohne ein bißchen Angst um den großen Stein herum. Sie begrüßte die Schildkröte mit lautem »Naak, Naak, Naak« und heftigem Kopfnicken. Sie stieß sogar mit dem Schnabel auf den Schildkrötenpanzer, so mutig war sie.

Der Schildkröte war dies aber überhaupt nicht recht. Sie fauchte und zog blitzschnell ihren Kopf ein, so daß nur noch das breite Maul zu sehen war. Außerdem versteckte sie ihre Beine unter der harten Panzerschale. Auf diese Weise konnte ihr niemand etwas anhaben.

Die kleine Ente merkte schnell, daß sie etwas falsch gemacht hatte. Sie war zu stürmisch gewesen.

Fast sah es so aus, als hätte die kleine Schildkröte solche Angst vor der kleinen Ente wie vorhin die kleine Ente vor Elvira. Nur daß die



kleine Schildkröte natürlich nicht davonflatterte, sondern regungslos im Sand lag.

»Was soll ich bloß tun?« dachte die kleine Ente. »So finde ich nie einen Freund.«

Sie setzte sich traurig neben die Schildkröte in den Sand. Der Sand war warm, denn die Sonne schien schon den ganzen Nachmittag.

Eigentlich hätte die kleine Ente ganz glücklich sein müssen.

»Wenn ich doch endlich einen Freund hätte!«, dachte sie immer wieder. »Was mache ich bloß falsch?«

Noch während die kleine Ente so nachdachte, lugte die Schildkröte vorsichtig unter ihrem Panzer hervor. Sie sah das traurige Gesicht der kleinen Ente.

»War die Gefahr vorüber? Sicherlich!«

Die Schildkröte merkte, daß es die kleine Ente nicht böse gemeint haben konnte.

Langsam kroch sie zu der kleinen Ente und schaute ihr ganz lieb mitten ins Gesicht. Die kleine Ente merkte dies, und ihr wurde ganz warm ums Herz. Und beide begannen plötzlich, sich anzulächeln, als wenn sie sich schon immer gekannt hätten.

Manche Leute sagen ja, Tiere könnten nicht lächeln. Ich habe es aber genau gesehen, wie die beiden sich zugelächelt haben.

Die kleine Ente wußte jetzt, daß sie einen Freund gefunden hatte. Nun kam es nur noch darauf an, nicht wieder so unvorsichtig und übermütig zu sein. Sie fühlte sich glücklicher als je zuvor.



Die Hundefamilie

von Doreen aus Aachen



Eine Hundefamilie hatte Langeweile. Sie hatte aber auch keine Spiele, womit sie sich die Zeit hätte vertreiben können. Da kam die Hundemama auf eine Idee. Und schon machten sie sich alle gemeinsam auf den Weg in die Stadt.

Unterwegs trafen sie den Pandabär.

»Hallo Pandabär!«

»Sieht man sich auch mal wieder, Familie Wuffi«, antwortete dieser.

»Ja, wir wollen Spiele einkaufen; uns ist es zu langweilig. Aber was machen Sie denn hier, lieber Pandabär?«

»Ich schaue mir die Stadt nur an; einkaufen möchte ich nichts.«

Familie Wuffi beeilte sich. Nicht mehr lange, und die Geschäfte würden schließen. Es war gar nicht so einfach, ein ordentliches Spiel zu finden.

Der Hundepapa entdeckte schließlich ein schönes und dazu noch billiges Holzspielzeug. Sie kauften es und eilten schnell wieder nach Hause.

Nun hatten sie alle keine Langeweile mehr. Der Hundepapa schnappte sich den Holzknochen und die anderen tollten hinterher. Mal hatte das Hundekind den Knochen, mal hatte ihn die Hundemama. Es war ein lustiges Treiben auf der Wiese. Bald kamen noch mehr Hunde dazu und spielten mit. Die Langeweile war wie weggeblasen.

Und wenn sie nicht gestorben sind, spielen sie noch heute.

Die Mäusefamilie

von Opa aus Bayern



Es war einmal eine Mäusefamilie. Sie hatte sich abseits vom großen Kornfeld, wo die meisten Mäusefamilien lebten, ihre Gänge gegraben. Zwischen ihrem Mäuseheim und dem Feld lag eine breite Straße.

Nur der Mäusevater wagte sich manchmal nachts über den schwarzen Asphalt, um Futter vom Feld zu holen. Das war sehr gefährlich. Der Mäusevater mußte am Straßenrand stehen und nach dem Licht der schnell vorbeibrausenden Ungetüme Ausschau halten. Es durfte kein bißchen Licht zu sehen sein, sonst würde er es nicht schaffen, über die breite Straße zu kommen.

So stand er in dieser Nacht; sah erst nach links, dann nach rechts und rannte schließlich so schnell er konnte zur anderen Seite. Ihm blieb gar nichts anderes übrig, als zu rennen, denn die Autos fuhren sehr schnell.

Drüben angekommen mußte der Mäusevater erst einmal verschnaufen. Dann aber begann er eifrig, auf dem abgeernteten Kornfeld nach Körnern zu suchen. Es dauerte nicht lange, und er konnte die Last kaum noch tragen. Wie mühselig war dagegen die Futtersuche auf der Heimatseite der Straße.

»Warum haben wir eigentlich nicht hier unser Zuhause?«, dachte der Mäusevater. »Ich hätte es hier wesentlich leichter, meine Familie zu ernähren.«

Kaum zu Ende gedacht erinnerte er sich aber, daß es eigentlich seine Mäusefrau war, die etwas ruhiger leben wollte. Besonders vor der Ernte war das Kornfeld regelrecht überfüllt von lauter Mäusen.

Seiner Mäusefrau war es einfach zu viel, auf Schritt und Tritt hören und sagen zu müssen:

»Guten Tag, Frau Nachbarin!«,

»Guten Tag, Herr Nachbar; nun wie gehts?«,

»Hallo, sieht man sich auch mal wieder?«,

»Ich grüße Sie; wie geht es den lieben Kindern?«,

»Guten Tag; schönes Wetter heute, nicht wahr!«,

»Frau Mäusenachbarin, Sie sehen heute aber schlecht aus; ist Ihnen nicht gut?«,

»Auf Wiedersehen; bald ist der Sommer vorbei.«

und so weiter und so fort.

Dies ging ihr allmählich auf die Nerven.

Außerdem wollte die junge Mäusefrau mit ihrem ebenfalls noch jungen Mäusemann lieber allein sein, erinnerte sich der Mäusevater. Ja, lange schon war es her.

Und deshalb waren sie auf die andere Seite der Straße gezogen, hatten sich dort ein paar schöne Gänge in die weiche Wiesenerde gegraben und auch Mäusekinder bekommen.

Der Mäusevater kam am Straßenrand an. Er legte erst einmal seine schwere Last ab. Jetzt stand ihm der schwierigste Teil seines nächtlichen Ausflugs bevor. Mit Körnern vollgepackt war es noch schwerer, die breite Straße schnell zu überwinden.

Am liebsten hätte sich der Mäusevater erst einmal hingelegt um ein kleines Schläfchen zu machen.



»Schließlich habe ich mir es auch verdient. Und außerdem wird meine Mäusefamilie bestimmt noch schlafen«, dachte er.

Doch – oh Schreck. Im Osten über den Bergen war ein kleiner heller Schimmer zu erkennen. Der Morgen graute schon. Die Sonne würde bald aufgehen, und das war furchtbar. Denn nicht mehr lange, und sein Heimweg wäre abgeschnitten.

Der Mäusevater wußte: Schon im ersten Morgengrauen würde es wieder losgehen und ein Auto nach dem anderen kommen. Keine Lücke würde für den langen Weg über die Straße ausreichen.

Manchmal allerdings, immer nach fünf Tagen rastlosem Hin und Her, war es auf der Straße auch am Tag ruhiger. Ganz waghalsige Mäuseburschen rannten dann sogar tagsüber auf die andere Seite. Sie riskierten dabei Kopf und Kragen.

Nach zwei Tagen schon brausten aber die Autos wieder dahin, ohne Lücken zu lassen. Diese Erfahrung hatte der Mäusevater in seinem langen Mäuseleben immer wieder gemacht.

Der Schein über den Bergen wurde heller. Die gelben Stoppeln des Kornfeldes im Tal begannen schon zu leuchten. Mit einem Ruck schwang der Mäusevater seinen prall gefüllten Körnersack auf den Rücken.

Er trat vorsichtig an den Straßenrand. Einmal nach links geschaut – kein Auto zu sehen, kein Auto zu hören; einmal nach rechts geschaut – ebenfalls nichts zu sehen und zu hören. Der Mäusevater rannte los.

Am Anfang fiel es ihm leicht. Der Körnersack wippte von einer Mäuseschulter auf die andere. Aber langsam wurde der Sack schwe-



rer und schwerer. Erst auf Straßenmitte angelangt zitterten dem Mäusevater schon die Knie. Diesmal war die Beute doch zu schwer.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen. »Nur nicht langsamer werden«, waren seine Gedanken. Vor zwei Wochen war ein Bekannter von ihm von einer ähnlichen Tour nicht zurückgekehrt.

Dem Mäusevater ging fast die Puste aus. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals. Es waren vielleicht noch zwei Meter bis zum rettenden Graben.

Nicht nur, daß ihn bald seine Kräfte verließen; zu allem Unglück hörte er auch noch ein mächtiges Brummen und Knattern. Das konnte nur eines der ganz großen Autos sein, die oft Holz oder etwas anderes transportierten. Dem Mäusevater lief es eiskalt das Rückenfell herunter.

»Jetzt ist alles vorbei!«, dachte er.

Und schon packte den Mäusevater mitsamt seinem Körnersack ein mächtiger Windstoß. Nicht die stärkste Maus der Welt hätte sich da halten können. Der Mäusevater stürzte.

Und ebenso plötzlich, wie der Krach und der Windstoß gekommen war, kehrte die Stille des Tales zurück. Nur noch in der Ferne war das Brummen des großen Lastkraftwagens zu hören. Der Fahrtwind hatte den Mäusevater glatt umgehauen.

Noch ganz benommen versuchte der Mäusevater, wieder auf die Beine zu kommen. Sein rechtes Hinterknie war blutig geschlagen, und auch mindestens zwei Vorderkrallen waren abgebrochen. Außerdem lag seine Körnerbeute verstreut am schmutzigen Straßenrand.



Doch es war noch einmal gut gegangen. Ihm war sonst nichts weiter passiert. Wie leicht hätte ihn der große LKW erwischen können.

»Ich muß jetzt schnell nach Hause zu meiner Mäusefrau und zu meinen Mäusekindern.«

Daran zu denken gab dem Mäusevater wieder Kraft. Langsam sammelte er die Körner auf, zerrte mühsam den Sack auf seinen Rücken, schaute sich noch einmal nach der schrecklichen Straße um und begann, den Graben hinabzusteigen.

Es war nicht weit bis zum Mäuseheim. Nach dem sumpfigen Straßengraben ging es ein Stück am Gartenzaun entlang. Am großen Grenzstein mußte der Mäusevater dann zur Wiese abbiegen.

Die Mäusefamilie hatte ihre Gänge unter der Erde mit großer Sorgfalt angelegt. Es existierten mehrere Ein- und Ausgänge. Die meisten Ein- und Ausgänge waren durch Trampelpfade miteinander verbunden.

Trampelpfade sahen aus wie kleine in das Untergras gehauene Röhren. Sie bildeten sich automatisch durch das viele Hin- und Herlaufen. Einige Ein- und Ausgänge wurden nicht benutzt. Sie dienten nur der Tarnung vor Mäusefeinden.

Die Mäusefamilie wohnte in mehreren verschieden großen Höhlen: eine Schlafhöhle, eine Wohnhöhle, eine Eßhöhle, eine Kinderhöhle, eine Vorrathöhle und eine Gästehöhle. Jede Höhle war ihrem Zweck entsprechend eingerichtet. Die Mäusemutter hatte mit viel Liebe die Innenausstattung vorgenommen.

Besonders bequem und ausgepolstert war die Schlafhöhle. Hier hielten sich alle Mäusefamilienmitglieder den ganzen Winter über



auf. Dicht aneinander gekuschelt schliefen sie die meiste Zeit. Draußen über der Erde war dann alles gefroren und es lag Schnee.

Hatte eines der Mäuse Hunger, holte die Mäusemutter etwas Futter aus der Vorrathöhle. Im Sommer und Herbst waren alle Familienmitglieder damit beschäftigt, Körner, trockenes Gras, Obst und vieles andere mehr zu sammeln. So lebten die Mäuse im Winter von ihren Vorräten und warteten sehnsüchtig auf die Frühjahrs-sonne.

Für Fremde war das Labyrinth von Gängen, Eingängen, Ausgängen Trampelpfaden und Höhlen undurchschau- bar. Das sollte aber auch so sein. Zu viele Feinde hatte die Mäusefamilie.

Da waren vor allem zwei große Katzen. Jeden Morgen und jeden Abend sprangen sie über den großen Gartenzaun und setzten sich vor einen der Ein- oder Ausgänge. Das war für die Mäusefamilie die schlimmste Zeit des Tages.

Das alles ging dem Mäusevater durch den Kopf, als er sich mühsam heimwärts schleppte. Jetzt fehlte ihm bloß noch, daß die Katzen schon ausgeschlafen hatten. Er hätte nicht gewußt, ob er es dann noch schaffen würde, diesen Raubtieren zu entkommen.

So war er diesmal besonders vorsichtig. Er würde gleich den neuen Eingang nehmen, den er mit seinem ältesten Mäusesohn erst vorige Woche angelegt hatte. Dieser Eingang lag dem Gartenzaun am nächsten.

Schon erreichte der Mäusevater den ersten ausgetretenen Mäusepfad. Der Körnersack war ihm hinderlich. Immer wieder blieb er am Dach der Grasröhre hängen. Außerdem bewegten sich dadurch die langen Grashalme und es gab laute Geräusche. Das aber durfte



nicht sein. Wenn eine Katze in der Nähe war, würde sie sofort merken, daß da eine Maus lief.

Der Mäusevater kam wieder ins Schwitzen. Auf seine Beute wollte er aber auch nicht verzichten. »Halt!«, befahl er sich selbst. War da nicht ein fremdes Geräusch und ein Schatten? Unruhig streckte der Mäusevater seine Nase in die Luft. Seine langen Barthaare zitterten. Leise schwankten die großen Grashalme im Wind. Jetzt war wieder Ruhe – nichts Verdächtiges drang an die weit geöffneten Mäuseohren.

Noch eine ganze Weile verharrte der Mäusevater in regungsloser Anspannung. Das war der beste Schutz für ihn. So konnte sich das Gras nicht bewegen und kein Lärm entstehen.

Ja, der Mäusevater hatte viel Erfahrung bei seinen Streifzügen sammeln können. Oft schon war er in gefährliche Situationen geraten. Nur sein überlegtes Handeln hatte ihn bisher vor Feinden bewahrt. Mit starrem Blick beobachtete er den vor ihm liegenden Trampelpfad.

Da – zwei kleine Äuglein lugten hinter der nächsten Wegebiegung hervor. Er wußte sofort: Das ist Susi. Ihre Augen waren unverkennbar. Susi war seine jüngste Mäusetochter. Sie war aber nicht nur die jüngste, sondern auch die neugierigste und frechste unter der Mäusekinderschar. Deshalb wunderte es den Mäusevater nicht, sie hier so weit entfernt von der Kinderhöhle anzutreffen. Verärgert war er aber trotzdem.

»Was machst Du hier? Wo ist Deine Mutter?«, fuhr er Susi barsch an.

Dabei hatte er Mühe, seine Stimme rauh klingen zu lassen. Mäuse haben nun mal normalerweise ein hohes piepsliches Stimmchen.



»Papi, wo kommst Du denn her? Hast Du mir was mitgebracht?« Susi kümmerte sich überhaupt nicht um die Fragen ihres Mäusevaters. Der Sack auf seinem Rücken war da viel interessanter. »Was wird wohl drin sein?« dachte sie. »Vielleicht etwas zu naschen nur für mich?«

Und wieder raunzte der Mäusevater: »Aber Marsch jetzt! Du gehst sofort über den Neugang auf kürzestem Weg zu Mutter. Und laß Dich nicht mehr hier draußen blicken. Die Katzen sind schon unterwegs.«

Das wirkte. Susi brauchte nur das Wort Katze zu hören und schon sträubte sich ihr das Fell, daß sie wie ein kleiner weicher Ball aussah. Katze war das schlimmste Wort, das sie kannte. Schon als sie noch ganz klein, nackt und blind war, hatte Mutter ihr von diesen schrecklichen Räufern erzählt.

Und nicht genug damit. Einmal, Susi war mit ihren Mäuseschwestern und Mäusebrüdern auf der Mäusespielwiese, geschah etwas Ungeheuerliches.

Ein großes schwarzes Etwas kam ihnen entgegengeflogen. Quietend verschwand die Mäuseschar in der Erde. Bloß gut, daß gerade drei Eingänge in der Nähe waren. Sie hätten es sonst vor lauter Drängelei nicht mehr geschafft.

Susi war die letzte, die im Mäusegang Zuflucht fand. Während die anderen vor Angst bis in die Kinderhöhle rannten, blieb die freche und vorwitzige Susi in der Nähe des Eingangs sitzen.

»Hier unten bin ich sicher«, dachte sie. Neugierig versuchte sie, durch das runde Loch zu erkennen, was da draußen vor sich ging.



Und da geschah es. Eine riesengroße Pranke verdeckte den Eingang und viele spitze Krallen bohrten sich in die Wände des Mäuseganges. Und noch einmal, und noch einmal. Im Nu stürzte alles ein und die Erde flog im großen Bogen durch die Luft.

Susi hatte so etwas noch nie gesehen. Sie war schnell in die Tiefe des Ganges gerannt und zitterte am ganzen Leib.

So war es also, wenn eine Katze versucht, einen Mäusegang aufzugraben. Susi erinnerte sich an den anschaulichen Unterricht, den Mutter ihnen gegeben hatte. Sie und ihre Mäusegeschwister waren ganz genau geschult worden und wußten, was da passiert. Aber daß es so schrecklich sein würde, hätte sie nie gedacht.

Dieses Erlebnis konnte die Mäusesusi nicht vergessen. Und wenn sie auch nur das Wort Katze hörte, standen die schrecklichen Bilder des Katzenüberfalls vor ihren Augen.

Schnell rannte Susi den Worten des Vaters folgend durch den Neugang zu ihrer Mutter. Keuchend stürzte sie sich an die weiche Mäusefellmutterbrust.

»Was ist denn los mit Dir, mein Kind? Du zitterst ja wie Espenlaub.« Doch Susi brachte kein Wort heraus. Nicht ein Piepser drang über ihr Schnäuzchen.

Die Mäusemutter ahnte, daß da draußen irgend etwas nicht stimmte. Gerade ihre freche Susi war sonst um kein Wort verlegen. Also beruhigte sie ihr Mäusekind, während alle anderen Mäusegeschwister teils ängstlich, teils aber auch etwas schadenfroh zuschauten.

»Paßt auf Susi auf. Ich werde jetzt nach oben laufen und nachsehen, was sie so erschreckt hat.«



Mit Sorge machte sie sich auf den Weg. Sie nahm die Abkürzung über den Tonweg. Dieser war feucht und glitschig und außerdem für die Kinder verboten. Doch er führte geradewegs zum Neugang.

»Wo bloß Tschortschi bleibt. Er hätte schon längst von seiner Tour zurück sein müssen.«

Noch während die Mäusefrau an ihren Mäusemann dachte, langte sie an der Wegkreuzung zum Neugang an. Sie sah den Neugang hinauf und den Altgang hinunter. Niemand war weit und breit zu sehen oder zu hören.

»Ich muß nachschauen, wo Tschortschi bleibt. Es wird bald Tag und die Katzen sind vielleicht schon wieder in der Nähe. Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Das hätte mir noch gefehlt. Gerade dieses Jahr, wo die Mäusekinderschar besonders groß ist.«

Mit diesen Gedanken flitzte die nicht mehr ganz junge, aber noch sehr bewegliche Mäusefrau den Neugang entlang. Nur noch eine Biegung und das Tageslicht würde ihr ins Gesicht scheinen.

Doch was war das? Das konnte doch nicht wahr sein. Sie konnte ihren kleinen Mäuseaugen kaum trauen. Da lag doch ihr Mäuse-Tschortschi-Mann mitten im Neugang auf einem prall gefülltem Sack und schnarchte.

Die Mäusefrau war zwar froh, ihren Tschortschi wohlbehalten wiederzusehen. Aber so nicht! Sie richtete sich auf, so gut es in dem engen Gang möglich war, und stemmte ihre Vorderpfötchen in die Hüften.

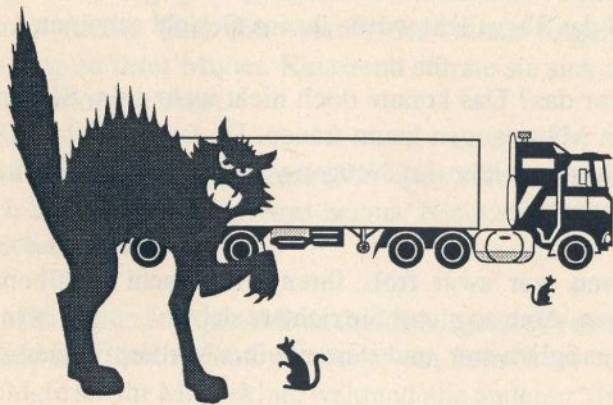
»Mein lieber Mäusemann, Du schläfst hier und schnarchst, daß fast die Wände zittern. Denkst Du denn überhaupt nicht an uns? Wir machen uns Sorgen, wo Du herkommst, und Du liegst hier faul rum!«



Plötzlich hielt die Mäusefrau inne. Es mußte schon seinen guten Grund haben, wenn ihr Tschortschi hier früh am Morgen schlief. Wer weiß was ihm diese Nacht alles widerfahren war.

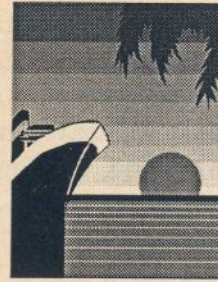
»Am besten, ich lasse ihn erst einmal ausschlafen. Dann wird er mir schon alles erzählen. Die Hauptsache ist doch, er ist wieder wohlbehalten zurückgekommen.«

Noch während die Mäusefrau so dachte, drehte sich der Mäusevater nur auf die andere Seite und schnarchte weiter. Leise schlich die Mäusemutter davon – zu ihren Kindern.



Das Känguruh

von Kristin aus Aachen



Es war einmal ein Känguruh. Es sagte zu seinen Känguruhkindern:

»Soll ich Euch erzählen, wie ich in den Zoo gekommen bin?«

»Ja, wir wollen es hören« riefen die Kinder wie im Chor.

»Also gut. Eines Tages hüpfte ich spazieren. Auf einmal kamen vier Männer und warfen ein Netz über mich. Ich konnte nicht mehr wegspringen. Zugegeben, ich hatte große Angst. Die Männer brachten eine große Kiste an. Da mußte ich reinkriechen. Es war eine lange Fahrt. Dann wurde ich mit dem Kran auf ein großes Schiff geladen. Dort mußte ich in einen großen Käfig gehen. Da waren noch mehr Tiere: ein Pandabär, ein Pinguin, zwei schöne Papageien, die sich gerade verliebt hatten, eine süße kleine Maus und eine Schlange. Die Schlange war aber in einer eigenen Kiste, da sie sehr gefährlich war. ‚Wo fahren wir denn hin?‘ fragte ich. ‚Nach Deutschland in den Zoo‘, antwortete der dicke Pandabär. Damals wußte ich noch nicht, was ein Zoo ist und war sehr besorgt. So fuhren wir einige Tage oder Wochen; ich weiß es nicht mehr so genau. Eines Abends sagte der Pandabär: ‚Morgen kommen wir an.‘ Die Maus fing an zu weinen.«

»Warum hat die Maus geweint?« Lili, das kleinste Känguruhkind wollte es genau wissen. Die Känguruhmutter erzählte weiter:

»Die kleine Mause hatte schon auf der ganzen Fahrt Angst vor der listigen Schlange. Tagelang hatte die Maus nicht schlafen können. Die Schlange hatte immer wieder die Maus beobachtet und vor sich



hin gezischt: ‚lecker, lecker‘. Nun, da wir bald im Zoo anlangen würden, hatte das kleine Mäuschen Angst, von der Schlange gefressen zu werden.

Schon am Morgen unserer Ankunft waren alle Tiere sehr aufgeregt. Der Pinguin watschelte hin und her. Die zwei Papageien quatschten, was das Zeug hielt. ‚Ruhe jetzt. Das ist ja nicht zum Aushalten‘, schimpfte der Pandabär. Er trampelte von einem Fuß auf den anderen. Auch ich war aufgeregt. Keiner wußte so richtig, was ihn erwarten würde. Meine Gedanken waren in der Heimat, in Australien. Ich wußte, daß ich Australien nie wieder sehen würde.

Das Schiff legte an, und nach einer Weile kamen Tierwärter. Sie waren aber nicht so freundlich, wie unser Tierwärter, der uns immer das Futter bringt. Sie hatten es sehr eilig. Zuerst nahmen sie die gefährliche Schlange mit. Sofort führte die Maus einen Freudentanz auf. Dann kamen die anderen Tiere an die Reihe. Ich als letztes Tier mußte in eine enge Kiste ohne Fenster hüpfen. Diesmal hatte ich aber nicht so viel Angst.«

»Wo wurdet ihr hingebracht?« fragte das zweitgrößte Känguruhkind.

»In den Zoo, in dem wir heute noch sind. Ihr, meine lieben Kinder, wart noch nicht auf der Welt. Euch habe ich erst später bekommen. Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Also, im Zoo angekommen wurde ich in einen Stall gesteckt, der viel kleiner war als unserer. Tagelang konnte ich keinen Bissen zu mir nehmen. Ich hatte großes Heimweh. Ich nahm damals sehr ab und war spindeldürr. In der zweiten Woche wagte ich während eines Spaziergangs einen Ausbruchversuch. Als der Wärter gerade nicht



aufpaßte, nahm ich all meine Kräfte zusammen und sprang über den großen Zaun.

Doch was mich da erwartete war furchtbar. Ein Getöse wie tausend Trommeln und ein Gesumme wie zehntausend Bienen kam von der breiten Straße. Viele viele Autos brausten hin und her. Wo sollte ich jetzt nur hin? Wie sollte ich den Weg nach Australien finden? Ich war aufgeregt und hoffnungslos traurig zugleich.«

»Und was war dann?« Lili konnte es kaum aushalten vor Neugier.

»Was dann war, meine kleine Lili? Meine Vernunft siegte. Ich sprang einfach wieder zurück in den Zoo. Dort hatte ich wenigstens jeden Tag etwas zu essen und mußte diesen Lärm nicht ertragen. Beim Springen blieb ich auch noch am Bretterzaun hängen und verletzte meinen rechten Fuß. Die Narbe ist heute noch zu sehen.«

»Wo?« Lili wollte es wieder genau wissen.

»Hier! Aber laßt mich zu Ende erzählen. Im Zoogelände waren schon ein paar Wärter zusammengelaufen. Ein Wärter redete auf mich ein und versuchte, mich zu beruhigen. Es war Egon, der uns auch heute noch das Futter bringt.

Langsam gewöhnte ich mich an das Leben im Zoo und an die vielen Menschen, die jeden Tag kamen, um mich zu sehen. Ich hatte auch wieder zugenommen und war eine hübsche Känguruhfrau geworden.

Eines Tages war wieder große Aufregung in meinem Leben. Der Wärter brachte einen jungen Känguruhmann zu mir. ‚Hoffentlich vertragt ihr Euch‘, meinte er. Maximilian – ja ihr habt richtig gehört, Maximilian Euer Känguruhvater – er war sehr lieb zu mir. Und ich



erzählte ihm, wie man mich gefangen genommen hatte. Zu zweit ertrugen wir das Leben im Zoo besser.

So verging die Zeit, und ihr wurdet der Reihe nach geboren. Uns geht es zwar hier gut, doch meine Heimat Australien kann ich nicht vergessen.«

Die Kinder hatten der Känguruhmutter gespannt zugehört und waren immer stiller geworden. Lange sagte keiner ein Wort.

»Gehen wir eines Tages nach Australien?« Wieder war es Lili, die als erste fragte.

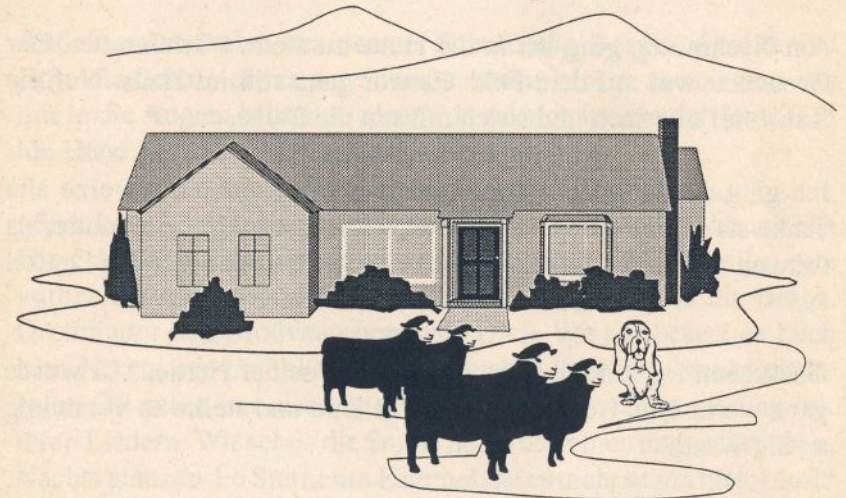
»Vielleicht.« Der Känguruhmutter standen die Tränen in den Augen. Sie wußte genau, daß sie nicht die Wahrheit sagte.



Liesl, der Schäfer und die Schafe

von Oma aus Bayern

Es war Sommer und ich ging, wie jedes Jahr in den Ferien, in die Berge zu meinen Großeltern. Ich liebte die Natur, aber am meisten die Schafe und den Schäfer. Der Schäfer machte immer so ein freundliches Gesicht und sah mich aus seinen großen blauen Augen immer so strahlend an.



Wir verbrachten fast jeden Tag gemeinsam. Eines Tages sagte ich zum Schäfer:

»Hier ist ja noch ein Schaf, das noch ganz klein ist und noch nicht laufen kann. Es wird gleich regnen. Was soll dann aus diesem kleinen Lamm werden?« Ich war sehr aufgeregt.

»Ich gebe ihm meinen Mantel und meine Kappe, damit es nicht naß wird.«



Da freute sich der Schäfer, und die Freude leuchtete aus seinem Gesicht.

Der Schäfer hatte auch einen Hund dabei, der ständig mit seinem Schwanz wedelte und auf der blühenden Wiese heruntollte. Plötzlich passierte etwas Schreckliches. Hinter dem Felsen kam ein Wolf hervor. Bisher hatte der Wolf wohl versteckt in einer Höhle gelegen und geschlafen. Nun aber war er erwacht. Er versetzte mich in Angst und Schrecken. Der Wolf hatte aber kein Interesse an uns und lief weiter.

Am Nachmittag ging ich in die Hütte zu meiner Großmutter. Der Großvater war auf dem Feld. Es war ganz still im Haus. Nur die Katze lief mir nach und strich mir um die Beine.

Ich ging die schmale Treppe hinauf in die Kammer, wo eine alte Truhe stand. Ich mußte unbedingt wissen, was die Großmutter da drinnen verborgen hatte. Nur mit viel Kraft bekam ich den Deckel auf.

Ganz oben lag ein Bild: der Schäfer mit seiner Herde. Mir wurde ganz warm ums Herz. Ich nahm das Bild und stellte es vorsichtig an die Wand.

Lange saß ich vor dem Bild. Die Sonne schien durch das Fenster. Ich betrachtete, was mein Großvater Prächtiges gemalt hatte: Eine große Landschaft mit Wald, einer Stadt und vielen Sonnenstrahlen. Der Wald stand auf einem großen Hügel. Es war ganz finster zwischen den Bäumen. Der Schäfer ging mit seiner Schafherde und dem Hund über die Felder.

Ich weiß nicht, wie lange ich so vor diesem Bild gesessen hatte. Es war schon sehr dunkel, doch die Sonne war noch nicht ganz unter-



gegangen. Aber die Nachtwolken waren schon am Himmel zu sehen. Mir war ganz beklommen und wehe zumute.

Auf einmal rief jemand laut: »Liesl, Liesl!«
Ich nahm meine Jacke und ging hinaus vor die Hütte. Doch niemand war zu sehen.

Und wieder kam ein rufender Klang zu mir; ein Schaf hatte geblökt. Ich lief mit nackten Füßen den schon kühlen Weg am Bach entlang und hinauf durch die Felder zum Schäfer mit seinen Schafen.

Auf einmal stand ich inmitten der Schafherde. Der Hund bellte und jagte die Schafe etwas auseinander. Dann kam er zu mir und sah mir in die Augen. Mir tat er nichts, da er mich kannte. Ich legte ihm die Hand auf den Kopf und streichelt ihn.

»Sieh Liesl«, sagte der Schäfer, »wie froh sie sind. Sie haben nach Dir geblökt. Nun sind wir wieder zusammen. Nun ist alles wie vorher. Du mußt immer bei uns bleiben. Du gehörst in die Berge. Großmutter und Großvater brauchen Dich. Wir alle brauchen Dich hier. Horch, wie im Tal die Mühle rauscht. Aus dem Wald ruft die Eule. Oft rufen uns die Vögel, und morgens wecken sie uns mit ihren Liedern. Wir sehen die Sonne heraufkommen und untergehen. Nachts glänzen die Sterne am Himmel. Ist es nicht schön hier, Liesl? Nur hier findest Du Frieden und Geborgenheit.«

»Du hast mich überzeugt, lieber Schäfer. Ich werde nie mehr in die Stadt zurückgehen. Großmutter und Großvater brauchen meine Hilfe. Sie werden immer älter.«

Inzwischen war es ganz finster geworden. Mit dem Schäfer ging ich durch die Dunkelheit. Ich ging und ging und träumte. Meine



Schritte wurden immer leichter, meine Augen leuchteten und der Schäfer hielt meine Hand in der seinen.

Die Schafe liefen uns nach. Der Hund sprang um uns herum, und ein leises Rauschen begleitete uns auf dem Weg zur Hütte, wo mich Großmutter und Großvater erwarteten, um mich fest in ihre Arme zu schließen.

An meinem Bett stand ein großes Glas Schafsmilch und ein Butterbrot. Als ich mich gestärkt hatte, fiel ich in einen tiefen Schlaf und träumte von einer großen Wiese mit bunten Blumen und vielen, vielen Schafen.



Auf zur Pandabär-Oma

von Kristin aus Aachen



»Schnuki!« rief die Mutter Pandabär.
»Jahaa, was ist denn?« Schnuki, der kleine Pandabär-Sohn hatte gerade Musikkassetten angehört.
»Komm frühstücken.«

Schnuki beeilte sich. Mutter konnte nicht leiden, wenn man sie warten ließ.

»Bin schon da.«

»So schnell?« Mutter Pandabär tat erstaunt und Pandabär-Sohn freute sich.

»Darf ich heute Oma besuchen?« Der kleine Pandabär-Sohn war gern bei seiner Pandabär-Oma. Sie hatte immer etwas Süßes zu naschen. Außerdem konnte er bei Oma tun, was er wollte.

»Ich habe heute keine Zeit, Dich hin zu bringen.«

»Aber ich kann doch allein gehen.« Das war dem kleinen Pandabär-Sohn so rausgerutscht. Ein bissl mulmig war ihm schon, wenn er daran dachte, den langen Weg über die Wiesen allein zu gehen. Oft war er zwar mit seiner Mutter bei Oma gewesen, aber auf den Weg hatte er dabei nicht besonders aufgepaßt.

»Wenn Du den Weg noch weißt, bitte. Aber paß auf Dich auf. Und frag die Feldkrähen, wenn Du den Weg verfehlst. Die wissen über alles Bescheid.«



»Ich weiß den Weg ganz bestimmt«, sagte der kleine Pandabär-Sohn eifrig.

»Na gut Schnuki. Nimm diesen Kuchen hier mit.«

»Ja, ja.« Auch noch Kuchen schleppen, dachte der kleine Pandabär für sich.

Die Pandabär-Mutter machte den Korb mit dem Kuchen zurecht. Dann wanderte der kleine Pandabär Schnuki los. Er brummte und sang vor sich hin und pflückte unterwegs einen schönen großen Strauß Wiesenblumen.

»Oma wird sich freuen«, dachte er.

Der Weg war länger, als es der kleine Pandabär-Sohn dachte. Aber an jeder Weggabelung wußte er genau, wohin er gehen mußte. Die Nachmittagssonne stand schon knapp über dem Wald.

»Ich muß mich beeilen«, dachte der kleine Pandabär. »Sonst hat Oma keinen Kuchen zum Kaffeetrinken.«

Noch bevor die Sonne die ersten Baumkronen erreichte, war der kleine Pandabär bei seiner Oma. Die Pandabär-Oma hatte schon nach ihm Ausschau gehalten und stand vor ihrem kleinen Häuschen. Das Häuschen war zwar sehr abgelegen, aber über Funktelefon war sie längst informiert, daß sie ihr Pandabär-Enkel besuchen wollte.

Sie freute sich riesig über den schönen Blumenstrauß. Sie nahm eine Vase, füllte sie mit Wasser und stellte die Blumen auf den bereits gedeckten Tisch. Jetzt fehlte nur noch der Kuchen. So, nun war sie fertig.



»Ein wirklich schöner Kaffeetisch«, dachte die Pandabär-Oma. Daß die Sonne inzwischen hinter dem Wald verschwunden war und die Dämmerung hereinbrach, störte sie überhaupt nicht.

Pandabär-Schnuki und seine Pandabär-Oma saßen lange dort, ließen sich den Kuchen schmecken und Oma erzählte Geschichten.

»Es ist schön bei Oma«, dachte der kleine Pandabär.

Tina und Tom

von Kristin aus Aachen



Tina und Tom sind allein zu Hause. Mama und Papa werden heute spät nach Hause kommen, da sie länger arbeiten müssen.

Überhaupt sehen Tina und Tom ihre Eltern wochentags recht wenig. Früh, wenn Tina und Tom in die Schule müssen, sind die Eltern meist schon aus dem Haus. Und abends wird es oft so spät, daß die Kinder schon im Bett sind, wenn Mama und Papa nach Hause kommen.

So ein Tag ist heute. Die Eltern hatten Tina und Tom ermahnt, sich richtig zu waschen und die Zähne ordentlich zu putzen. Außerdem sollten sie spätestens um acht Uhr ins Bett gehen, da Tina und Tom am nächsten Tag in die Schule müssen.

»Paßt morgen wieder schön auf und geht nur über den Zebrastreifen.«

Das hatte Mama früh noch gesagt. Sie meinte damit, daß die Kinder nur die Fußgängerüberwege benutzen sollen. Tina und Tom versprachen, wie immer alles richtig zu machen.

Nun ist es Abend geworden. Tina und Tom sind allein.

»Komm Tina, wir gehen noch etwas fernsehen.«

»Aber wir müssen doch um acht ins Bett; das haben wir Mama und Papa versprochen«, wendet Tina ein.

»Ach Quatsch, schließlich sind wir überhaupt noch nicht müde!«

Tina hat ein ungutes Gefühl, stimmt aber schließlich zu. Beide gehen die Treppe hinunter ins Wohnzimmer und gleich läuft der

Fernseher. Es ist schon toll, anschauen zu können, was man will. Niemand redet rein und meckert. Ein Film nach dem anderen geht zu Ende. Es wird spät.

Todmüde schleichen die beiden wieder hinauf ins Kinderzimmer. Waschen und Zähne putzen ist nicht mehr drin. Das kann man ja so spät auch nicht mehr verlangen, oder?

Sieben Uhr. Der Wecker rasselt ekelhaft laut.

»Noch fünf Minuten«, denkt Tina.

»Noch ein viertel Stündchen«, denkt Tom. Wieder ist Ruhe im Kinderzimmer.

Langsam steigt die Sonne über das Dach vom Nachbarhaus. Wenig später kann sie mitten ins Gesicht von Tina schauen. Tina blinzelt. Gerade hat sie so schön vom warmen Sandstrand geträumt.

»Tom!«, schreit sie. »Wach auf! Wir kommen zu spät in die Schule.« Wie vom Floh gebissen springt Tom aus dem Bett. Die Plastikuhr an der Wand scheint schadenfroh zu lachen. Der große Zeiger steht schon auf der zehn, der kleine auf acht.

Beide springen in ihre Sachen; rasen die Treppe hinunter, daß das ganze Haus zittert. Jetzt ist keine Zeit mehr für solche Nebensachen wie waschen, essen und Zähne putzen. In fünf Minuten beginnt die Schule.

»Tom, wo ist denn mein Ranzen?«

»Tina, Du hast meine Jacke an!«

Das Chaos ist perfekt. Nur das Krachen der Haustür bleibt zurück. Dann ist wieder alles ruhig im Haus.



Die hundert Meter zum Zebrastreifen sind heute viel zu weit.

»Tina komm, wir müssen über die Straße.«

»Nein, das dürfen wir nicht. Wir habens versprochen!«

»Das merken doch Papa und Mama nicht; los komm jetzt Tina.«

»Na gut, aber Du mußt mir versprechen, daß wir es morgen richtig machen.«

Tina ist überredet. Auch sie will auf keinen Fall zu spät in die Schule kommen.

»Los jetzt!« Tom läuft vornweg, Tina hinterher. Bremsen quitschen. Tom dreht sich um und sieht nur noch, wie Tina vor einem Auto liegt.

»Tiiina, Tiina!« Tom schreit vor Angst.

»Das Auto hat Tina überfahren«, denkt er.

Die Autotür geht auf. Bleich steigt ein älterer Mann aus. Als er merkt, daß Tina nichts passiert ist, kommt wieder Farbe in sein Gesicht. Während er Tina hochhilft schreit er: »Du Göre, warum benutzt Du nicht den Fußgängerüberweg!? Wegen Dir werde ich noch eingesperrt.«

»Es ist schon spät. Wir müssen in die Schule.«

»Und ich zur Arbeit.«

Tina weint und schluchzt. Das Knie tut ihr so weh. Und schon kommt etwas Blut.

»Das ist nur eine kleine Schürfwunde«, versucht der Mann Tina zu beruhigen, während er ihr auf die Beine hilft.

Tom steht wie versteinert daneben.

»Wären wir doch über den Zebrastreifen gegangen, wären wir doch



über den Zebrastreifen gegangen...« Immer wieder und wieder hämmert es Tom durch den Kopf.

Und wie Gedanken lesend sagt der Mann: »Warum seid Ihr nicht über den Zebrastreifen gegangen? Sagt Euch denn niemand, wie man sich im Straßenverkehr zu verhalten hat? Was habt Ihr nur für Eltern.«

Der Mann läßt die beiden gar nicht zu Wort kommen.

»Ab jetzt geht Ihr nur noch über Fußgängerschutzweg, ist das klar?« Der Mann ist immer noch aufgeregt.

»Ich bin schuld.« Tom findet seine Sprache wieder. »Ich habe Tina überredet, hier über die Straße zu laufen. Wir werden es nie wieder tun.«

Das klingt dem Mann überzeugend.

Schnell geht der Mann zum Auto zurück und bringt ein Pflaster und etwas zum Schreiben mit. Tinas Wunde sah anfangs schlimmer aus. Das Bluten hat schon aufgehört.

»Ich mach Dir jetzt ein Pflaster drauf. Du mußt aber trotzdem später zum Arzt, damit Du keinen Wundstarrkrampf kriegst. Wie heißt Du und wo wohnst Du?«

Der Mann schreibt die Adresse der beiden auf und meint, daß er mit den Eltern reden wird.

Nun ist es doch noch spät geworden. Tina und Tom gehen auf dem Fußweg zum Zebrastreifen. Erst schauen sie nach links, dann nach rechts. Ein Auto kommt. Erst als sie merken, daß das Auto hält, betreten sie die Straße.



Jetzt haben sie unendlich viel Zeit. Den beiden sitzt der Schreck in den Gliedern. Sie reden nicht miteinander, halten sich aber die Hände. Sie wissen auch so, was der andere denkt.

Nie mehr wollen sie so lange fernsehen. Und außerdem ist es überhaupt nicht schön, früh ungewaschen zu sein, keine Zähne geputzt zu haben und noch so müde zu sein. Tina schämt sich.

»Hoffentlich hat der Mann davon nichts gemerkt«, denkt sie. Mama sagt immer: »Einem Mann darf man nur top-fit unter die Augen kommen.«

Tom weiß, daß er schuld hat. Fest nimmt er sich vor, mit Papa und Mama über alles ordentlich zu reden. Fest drückt er Tinas Hand.



Mein lieber Vater

von Doreen aus Aachen



Heute kam ich vom Spielen zu spät nach Hause. Ich machte mir schon Gedanken, was Vater und Mutter sagen würden. Meine Freundin hatte mich zu sich eingeladen. Daraus würde nun wohl nichts werden.

Als ich nach Hause kam, schickte mich Mutter sofort in mein Zimmer. Nun wartete ich, bis mein Vater von Arbeit kam.

Er schaute nach mir. »Darf ich eine Nacht bei meiner Freundin schlafen?« fragte ich ihn.

»Frag erst einmal Deine Mutter«, meinte Vater.

»Sie sagt bestimmt Nein!« Ich hatte wenig Hoffnung, weil ich so spät nach Hause gekommen war.

»Das glaube ich nicht, sie wird es Dir erlauben.«

Was da Vater sagte, verwunderte mich. Vielleicht wußte Vater gar nicht, daß ich heute zu spät gekommen war.

Doch da sagte er: »Deine Mutter hat sich große Sorgen gemacht. Es hätte ja auch sein können, daß Dir etwas passiert ist. Wenn Du auf Deine Freundin wartest und sie kommt nicht, machst Du Dir ja auch Sorgen. Deine Mutter ist Dir aber nicht böse. Sie möchte nur, daß so etwas nicht wieder vorkommt.«

»Ok, ich werden Mutter fragen.« Jetzt hatte ich wieder Hoffnung.

Natürlich hat Mutter mir die Erlaubnis gegeben, bei meiner Freundin zu schlafen. Ich weiß aber genau, daß Vater mit ihr darüber geredet hat. Wenn er nicht wäre, hätte Mutter bestimmt nicht zugestimmt. Oder? Was meint Ihr?



Der Hofnarr

von Kristin aus Aachen



Es war einmal ein netter kleiner buckliger Hofnarr. Er lebte im Königsschloß und hatte es gut. In seinem schönen gemütlichen Zimmer standen zwei Stühle, ein Tisch, ein kleines Bett, ein großer Schrank und ein kleiner Nachttopf.

Seine Lieblingspeise war Brot mit Käse und Milch.

Der Hofnarr hatte den König zum Freund. Die beiden waren ein Herz und eine Seele, so gut verstanden sie sich.

Der König wäre nie auf die Idee gekommen, dem Hofnarr Schlechtes nachzureden oder böse auf ihn zu sein.

Doch der Hofnarr hatte nicht nur Freunde am Hofe. Da war noch die Königin Henriette. Sie war eine sehr hübsche Frau, aber zum Hofnarr sehr schlecht. Sie haßte den Hofnarr und wollte, daß er den Königshof verläßt. Das aber ließ der König nicht zu.

Eines Tages unternahm der König eine Reise. Normalerweise nahm er den Hofnarr immer mit. Diesmal aber waren wichtige Regierungsgeschäfte zu erledigen.

Da dachte sich die Königin einen teuflischen Plan aus. Als der König von der Reise zurück kam, erzählte sie dem König: »König, mein Herr und Gebieter. Euer Hofnarr ist verrückt geworden. Jeden Morgen sagt er: ‚Komm mein Liebling, komm mein Liebling. Trinke Deine Milch. Komm zu mir, soll ich Dich streicheln?‘



Das habt Ihr nun von Eurer Güte. Ihr solltet dem Gesinde nicht so viel Freiheiten lassen. Ihr werdet schon sehen, wohin das führt.«

Der König dachte: »Entweder ist mein Hofnarr wirklich verrückt geworden oder er hat sich eine Freundin angeschafft. Ich muß der Sache auf den Grund gehen.«

Zur Königin sprach er: »Beweist, was Ihr da eben gesagt habt. Morgen früh werden wir den Hofnarr über den großen Kamin belauschen.«

Doch am nächsten Morgen hörte auch der König die Worte: »Komm mein Liebling, komm mein Liebling. Trinke Deine Milch. Komm zu mir, soll ich Dich streicheln?«

Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Er war sauer.

»Wache!!« rief der König. »Man bringe mir sofort den Hofnarr.« Und zur Königin gewandt: »Und Ihr, Gnädigste, steht zu dem, was Ihr sagt.«

Nicht lange und der Hofnarr erschien: »Ah – mein Herr und Gebieter, der König, ist wieder da. Wünsche gut gereist zu haben, Gnädigster König. Wünscht Ihr zu speisen?«

Der König blickte den Hofnarr böse an: »Ich weiß, was passiert ist. Ich hätte das nicht von Ihm gedacht. Gehe Er!«

Die Königin kicherte hinterlistig. Der Hofnarr merkte, daß hier etwas nicht stimmen konnte. Bestimmt hatte die Königin ihre Hand im Spiel. Doch er sagte nichts und ließ sich widerspruchslos von den Wachen abführen.



Nachts, als der König schlief, stand die Königin auf und ging an das kleine Westfenster. Draußen am Tor stand eine große seltsame Gestalt. Sie hatte einen langen Bart, der bis zum Gürtel reichte. Der Schlapphut war tief ins Gesicht gezogen und der Kragen des langen Mantels hochgeschlagen. Der Mann war nicht zu erkennen. Nur eine lange Nase glänzte im Mondlicht. Stumm und regungslos stand er in der Finsternis.

Als er die Königin bemerkte, flog ein kaltes Lächeln über sein Gesicht. Er hob seine rechte Hand, an der nur noch vier Finger waren, und sprach leise: »Wann endlich können wir den Überfall machen? Ist der Hofnarr im Turm? Habt Ihr dafür gesorgt, daß der Plan gelingt?«

Die Stimme war die eines jüngeren Mannes und klang ungeduldig. Man konnte erkennen, daß die Gestalt keinen Zahn mehr im Mund hatte.

»Ja, aber Er spreche nicht zu laut. Der König, mein Mann, hat einen leichten Schlaf. Sobald es möglich ist, bekommt Er Bescheid. Er warte jede Nacht an gleicher Stelle.« So antwortete die Königin und hoffte, daß ihr Plan bald gelingen sollte.

Eines aber wußte sie nicht. Der König hatte hinter der großen Säule gestanden und alles mit angehört.

Am nächsten Tag ließ der König den Hofnarr vorführen. »Mit wem hat Er früh am Morgen immer gesprochen? Wem beherbergt Er? Was geschieht hinter des Königs Rücken?«

Der Hofnarr antwortete zögernd: »Euer Hofnarr bittet um Verzeihung. Eine kleine Katze ist ihm zugelaufen. Er gibt ihr morgens



immer Milch zu trinken. Ihr, mein Herr, wart auf Reisen, und ich hab doch sonst niemand auf der Welt.«

Lange sah der König seinen Hofnarr an. Ihm gingen seine nächtlichen Beobachtungen durch den Kopf. Er glaubte dem Hofnarr und ließ ihn frei.

Noch am gleichen Tag ließ der König die Wache der Königin in den Turm sperren. Er wollte vor einem Überraschungsangriff sicher sein. Die Königin beschwerte sich zwar, aber was half ihr das. Der König war immer noch der Herr im Schloß.

Doch auch der Hofnarr spürte, daß irgend etwas im Gange war. Er hatte keine Lust mehr, Witze zu erzählen oder Späße zu machen. Aufmerksam beobachtete er das Treiben bei Hofe, belauschte die Gespräche und schlief nachts nicht mehr. So vergingen die Tage.

Eines Abends sprach die Königin zum König: »Eure Frau, die Königin, möchte noch einmal einen kleinen Spaziergang machen. Bitte erlaube Er es.«

Streng antwortete der König: »Es ist schon spät. Ihr wißt, daß der König abends keine Spaziergänge wünscht. Ausnahmsweise darf Sie aber gehen. Sie komme aber bald zurück.«

»Ja, ja«, antwortete die Königin halblaut.

Der König ahnte, daß die Königin etwas anderes vorhatte. Schnell bedeutete er seinen Wachen verstärkte Aufmerksamkeit.

Die Königin lief zuerst in den königlichen Hofgarten und vergewisserte sich, daß ihr niemand folgte. Inzwischen war es schon ganz dunkel geworden. Jetzt konnte sie es wagen. Lautlos eilte sie zum



großen Tor und ließ die Brücke herab. Schmerzlich dachte sie an ihre Wachen im Turm. Jetzt konnte ihr nur noch einer helfen.

Draußen stand sie, die seltsame Gestalt – aber ganz allein. Mit bebender Stimme fragte die Königin: »Wo sind Eure Ritter? Ihr wißt doch, daß der König meine Wachen eingesperrt hat – oder?«

Die Gestalt schrie: »Eure Wachen auch? Meine ganze Ritterschar wurde letzte Nacht gefangen genommen und entführt. Es waren die besten Kämpfer weit und breit. Wie soll jetzt unser Plan gelingen?« Die Gestalt zitterte am ganzen Leib.

Plötzlich klangen klirrende Geräusche vom inneren Schloßhof. Der König kam mit seinen Wachen eiligen Schrittes den Torweg herunter. Auch der Hofnarr war dabei. Alle waren mit Speißen und Schwertern bewaffnet.

Die Königin wollte fliehen. Doch sie hatte keine Chance. Ein großes Netz wurde über sie und die Gestalt geworfen. Es gab kein Entrinnen mehr.

»Werft sie in den Kerker«, befahl der König. »Recht und Ordnung soll sein auf meinem Schloß. Fremde, die Unglück bringen und unseren Frieden stören, haben hier nichts zu suchen. Und Ihr, Königin, überlegt Euch gut, ob Ihr zum Fremden oder zu mir, dem König, steht. Der Hofnarr bleibt, was er ist: Hofnarr auf des Königs Schloß.«

Die Wachen taten ihre Pflicht. Der Hofnarr sah dankbar seinen König an. Trotzdem hatte er Mitleid mit der Königin. Er wußte, was es bedeutete, im Kerker eingesperrt zu sein. Er nahm sich vor, trotz des Unrechts, das er erleiden mußte, der Königin zu helfen.



Der Urlaub

von Kristin aus Aachen



Ich heiße Claudia und bin erst gestern neun Jahre alt geworden. Ich möchte Euch eine Geschichte erzählen. Die Geschichte handelt von einem 9-Wochen-Urlaub in Bayern.

Lange schon wurde vom Urlaub in Bayern gesprochen. An einem Sonntagabend war es dann soweit. Mein Vater sagte: »Gleich morgen früh werden wir losfahren.«

Mutter und ich freuten uns, daß es endlich losging. Meine Mutter sprach zu mir: »Geh jetzt besser ins Bett, damit Du morgen ausgeschlafen bist.«

Lange noch lag ich wach. »Wie würde es in Bayern sein? Was würden wir alles erleben?« Mir ging vieles durch den Kopf.

Mit lautem Rufen weckte mich meine Mutter früher als gewohnt. »Claaaudia! Komm, Du mußt frühstücken.« Mit einem Schlag war ich munter. Ich beeilte mich, und doch dauerte es bald eine Stunde, ehe ich die Wendeltreppe runterrannte. Lange hatte ich nicht gewußt, was ich anziehen sollte. Dann aber hatte ich mich entschieden: ein alter grauer Pullover, eine alte schwarze Hose und meine alten braunen Schuhe. Zum Wandern kann man schließlich keine guten Sachen gebrauchen.

»Was hast Du so lange gemacht?« fragte mich Mutter. »Setz Dich ins Speisezimmer und iß Dein Brötchen.«

»Wo ist Papa?«

»Im Auto. Er sucht den Atlas, damit wir uns nicht verfahren.«



Mein Vater kam. »Ich bin schon mit meinem Brötchen fertig«, sagte ich.

Mutter kam herein: »Gut, dann können wir also endlich gehen. Ich packe nur noch das Essen für unterwegs in die Tasche.« Dann fuhren wir los.

Die Fahrt nach Bayern nahm kein Ende. Aber dann erreichten wir doch unser Ziel. Vielleicht hatten wir uns verfahren. Ich weiß das nicht so genau.

Am nächsten Morgen gingen wir in die Berge. Wir trafen einen Mann, der seinen Esel hinter sich herzerzte. Immer wieder schimpfte er: »Na warte, na warte, wenn wir zu Hause sind.«

Der Esel aber machte nur »Ia, Ia, Ia« und ließ sich nicht überreden, schneller zu laufen. Dann versuchte es der Mann mit einer schönen großen Möhre. Die fraß der Esel auf und hörte trotzdem nicht auf seinen Herren.

Wir liefen weiter. Zwei Stunden waren schon vergangen, und wir hatten alle Hunger. Mutter holte drei Brötchen mit Käse aus dem Rucksack und den Thermoskrug mit Kaffee. Ich bekam Milch. Uns schmeckte es ausgezeichnet; besser als zu Hause. Meine Mutter meinte, es sei die Luft.

Es war eine schöne Wanderung. Nachmittags stiegen wir wieder ins Dorf hinab. Beim Bäcker standen drei Männer mit einer Brezen in der Hand. Ihr wißt nicht, was eine Brezen ist? Ich hatte es bis dahin auch nicht gewußt. Es ist ein bayerischer Ausdruck und heißt soviel wie Brezel. Die bayrischen Brezeln sind alle gesalzen.



An unserer Hütte angekommen, fuhr uns der Schreck in die Glieder. Die Tür stand einen Spalt offen.

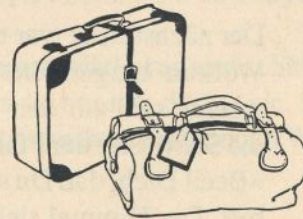
»Ich habe doch abgeschlossen, als wir gingen«, sagte Vater. Mutter nahm mich an die Hand. Vater suchte sich einen Knüppel und näherte sich vorsichtig der Tür. Wir standen weiter weg und warteten. Langsam machte mein Vater die Tür ganz auf. Doch es war nichts Ungewöhnliches zu bemerken.

»Kommt!«, sagte er zu uns. Wir gingen in die Hütte. Plötzlich bewegte sich etwas im Kleiderschrank. Auch die Kleiderschranktür stand einen Spalt offen.

Aus dem Schrank lugte ein Eichhörnchen heraus. »Ich glaubte vorhin schon, Einbrecher haben uns besucht«, sagte Mutter. Das Eichhörnchen hatte Angst. Mit einem Satz sprang es über einen Stuhl und war wie der Wind zur Tür hinaus.

Wir erholten uns von unserem Schreck und mußten lachen. Doch wer die Tür offen gelassen hat, weiß ich heute noch nicht.

Ich muß hier mit der Geschichte aufhören. In neun Wochen Urlaub erlebt man so viel, daß es ein eigenes Buch füllen würde. Außerdem; man muß Bayern selbst gesehen haben. Und wer noch nicht dort war, sollte das schnellstens nachholen.



Anna und die Weihnachtslichter

von Oma aus Bayern

In der Weihnachtszeit ging Anna oft ins Pfarrhaus und half fleißig bei den Weihnachtsvorbereitungen. Zum ersten Mal wollte Anna den Heilig Abend gemeinsam mit der Pfarrersfamilie verbringen.



Anna konnte das Fest kaum erwarten. »Du bist ja richtig zappelig in Deiner Freude«, sagte die Pfarrersfrau.

»An diesem heiligen Fest sollten wir aber nicht nur unser eigenes Glück im Sinn haben, sondern auch an all jene denken, die nicht feiern können. Ich habe einige Geschenke für arme einsame Menschen vorbereitet. Es ist natürlich ein weiter Weg. Morgen ist schon der 23. Dezember. Du mußt sehr früh aufbrechen.«

»Ja, ja«, sagte Anna. »Das mache ich schon. Es ist ja noch viel Zeit.«

Die Pfarrersfrau sah Anna lange an, sagte aber nichts. Anna war so mit ihrer Begeisterung beschäftigt, daß sie den strengen Blick der Pfarrersfrau nicht bemerkte.

Der nächste Tag war trübe und grau. Dicke Wolken hingen über dem Wald. Anna machte sich auf den Weg. Linna, das war die Schwester der Pfarrersfrau, sagte zu ihr: »Beeil Dich, daß Du schnell wieder zurück bist. Der Himmel sieht so dunkel aus.«



»Ach wo«, rief Anna, »es ist doch Weihnachten. Was soll mir da schon passieren.« Linna war mit dieser Antwort gar nicht zufrieden.

Anna fühlte sich wie der Weihnachtsengel höchstpersönlich. Endlich machte sie sich auf den Weg. Sie war so froh, daß sie am liebsten jeden Baum einzeln umarmt hätte. Überall blieb sie stehen und schaute sich um. So kam es, daß sie erst spät am Abend in dem kleinen verlassenem Dorf Rathe eintraf und dort übernachten mußte.

Als Anna am nächsten Morgen erwachte, stand eine liebe alte Frau an der Tür und sagte: »Vielen Dank für die Geschenke, die Du mitgebracht hast. Gut, daß Du wach bist. Du solltest gleich nach dem Frühstück aufbrechen.«

»Ach«, meinte Anna, »ich hab doch Zeit. Bis zum Nachmittag bin ich dreimal zu Hause.«

»Ich weiß nicht«, sagte die alte Frau, »der Himmel sieht so düster aus. Es wird bestimmt schneien.«

»Wie herrlich«, rief Anna, »ein bißchen Schnee macht Weihnachten noch schöner.«

»Es wird nicht nur ein bißchen schneien«, sagte die alte Frau. »Ich spüre es in meinen Gliedern. Es wird ganz heftig schneien.«

»Auch gut«, antwortete Anna, »mir soll es recht sein.«

Die alte Frau sah Anna zweifelnd an und schüttelte ihren Kopf. Aber Anna lachte nur. Was sie nur hat, dachte sie. Sie lief langsam durch den Wald und träumte von dem funkelnden Weihnachtsbaum in der Pfarrhausstube.



Allmählich wurde es immer dunkler und bald fielen die ersten Schneeflocken auf Annas Nase.

»Eih, wie lustig«, rief Anna und pustete die zarten Flocken weg.

Plötzlich kam Wind auf. Es dauerte gar nicht lange, da stand Anna mitten im heftigen Schneetreiben. Sie konnte kaum noch zwei Meter sehen.

»Na ja. Ich werde es schon schaffen«, tröstete sie sich selbst.

Nur mühsam kam sie Schritt für Schritt voran. Der Schneesturm nahm ihr fast den Atem. Ihr wurde Angst. »Was mache ich, wenn ich den Weg nicht mehr finde?«, dachte sie.

Ganz langsam stampfte Anna durch die Schneewand und bahnte sich einen Weg. Es wurde schon Nachmittag.

Im Pfarrhaus waren sie schon alle versammelt. Der Weihnachtsbaum war schon geschmückt.

»Wo Anna nur bleibt« sagte der Pfarrer. Linna antwortete nicht. Sie schaute stumm in das Schneetreiben hinaus, was immer schlimmer wurde.

Stund um Stund verging. Bald wurden die Kerzen am Christbaum angezündet. Zwei Kerzen wurden ins Fenster gestellt.

»Stille Nacht, Heilige Nacht...«, sangen alle. Auch Linna sang leise mit. Dabei sah sie aber immer wieder zum Fenster hinaus.

Und endlich – endlich nach langer Zeit war ein kleines schwaches Klopfen zu hören. Alle sprangen auf. Der Pfarrer öffnete die Tür und völlig erschöpft stolperte Anna über die Schwelle.



»Ich habe die Lichter im Fenster gesehen«, keuchte sie und wischte den Schnee aus ihren Augen. Liebevoll trug sie der Pfarrer in die warme Weihnachtsstube. Anna zitterte immer noch vor Kälte.

»Die Schneewand war so dicht. Ich konnte nichts erkennen. Aber meine Füße sind ganz von alleine gegangen. Und dann habe ich die Lichter im Fenster gesehen – zwei kleine Weihnachtslichter«, flüsterte Anna glücklich.

Ganz still war es in der großen Weihnachtsstube. Keiner sagte mehr ein Wort. Aber alle spürten es. Erst jetzt war es richtig Weihnachten geworden.



»Alle Jahre wieder kommt das Christuskind...«, sangen alle zusammen. Jeder bekam ein kleines Geschenk. Als die Glocken läuteten, gingen sie gemeinsam in die Kirche.

Anna durfte beim Krippenspiel die Maria sein. Das war ihr größtes Geschenk zum Christfest.

**Frohe
Weihnacht**

[Faint, illegible text visible through the paper, likely bleed-through from the reverse side.]

[Faint, illegible text visible through the paper, likely bleed-through from the reverse side.]